

N° 33 · 12. JAHRGANG · HERBST 2022

DOPPELPUNKT

KATHOLISCH IN BÜDERICH

ZWISCHEN ANGST
UND HOFFNUNG

KATHOLISCHE KIRCHENGEMEINDE



SANKT MAURITIUS UND HEILIG GEIST

INHALT

- 03 Editorial
- 04 Studie sieht junge Menschen im Dauerkrisen-Modus
- 06 Depressionen (k)ein Tabu
- 09 Denn es brennt!
- 10 Ich bin da – inmitten der Angst?!
- 12 #ZusammenFinden zwischen Sorgen und Hoffnungen
- 14 Impuls
- 16 Zwischentöne machen die Welt bunter
- 18 Und plötzlich ist nichts mehr, wie es war
- 21 Alles besser als eine Turnhalle ...
- 22 Ein Funke Glück
- 24 Ein neuer Anfang
- 25 Hospiz, zwischen Angst und Hoffnung
- 26 Neuer Wind in der Verwaltungsleitung
- 28 Das war unsere Danke-Feier: „Come together!“ am 16. Juni 2022
- 30 Boy Group with a Girl
- 31 Zeit & Zeichen
- 32 Kirchen & Gottesdienste

IMPRESSUM

Eine Publikation der Katholischen Kirchengemeinde Sankt Mauritius und Heilig Geist · Dorfstraße 1 · 40667 Meerbusch

Vertreten durch Pfarrer Michael Berning

Herausgeber Pfarrgemeinderat der Katholischen Kirchengemeinde Sankt Mauritius und Heilig Geist

Redaktion Claudia Gross · Friederike Janson · Carsten Jekel · Ingrid Mielke · **Lektorat** Petra Wienands

Gestaltung & Grafik GraphiKa · Atelier für Visuelle Kommunikation · Marsstraße 56 · 46509 Xanten

Front Cover Izzy Gibson on Unsplash · **Back Cover** Fotos Privat

Druck Druckstudio GmbH · Professor-Oehler-Straße 10 · 40589 Düsseldorf

Die Redaktion behält sich das Recht vor, eingereichte Manuskripte sinnwährend zu kürzen und zu redigieren. Namentlich gekennzeichnete Artikel entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion.

Foto: Andreas Berning on Unsplash

EDITORIAL



Besonders wir Deutschen stehen, so sagt man, in der Gefahr, alle Dinge bloß rational zu sehen, analytisch, „verkopft“. Doch die Ratio ist nur ein Teil von uns, nutzen wir nur sie, gelingt unser Leben nicht. Wir müssen auch auf unsere Gefühle schauen, um wirklich Menschen zu sein, die ihr Leben auch wirklich leben. Schon die Frühmenschen kannten die Angst, die sie vor vielen Gefahren warnte, Angst, die zur rettenden Flucht etwa vor Raubtieren animierte. Und sie kannten auch das Gegengewicht, die Hoffnung, die die Angst aufwiegt und ein positives Lebensgefühl vermittelt.

„Zwischen Angst und Hoffnung“ – da befinden wir uns eigentlich immer. Auch die Bibel benennt uns diese beiden Pole des Menschseins und lehrt uns, dass die Hoffnung selbst angesichts des Todes immer stärker ist als die Angst. Leben auch Sie aus der Hoffnung!

Michael Berning
Leitender Pfarrer

Was wäre die Angst ohne die Hoffnung? Ein unüberwindbares Dunkel oder ein langer schwarzer Tunnel. Erst die Hoffnung auf ein Ende macht die Angst ertragbar und ein Licht vertreibt die Dunkelheit. Viele Ängste drücken mich nieder, weil sie so endlos scheinen. Doch es geht weiter. Manchmal hilft nur ein Weiterleben, ein Funktionieren ohne großes Nachdenken.

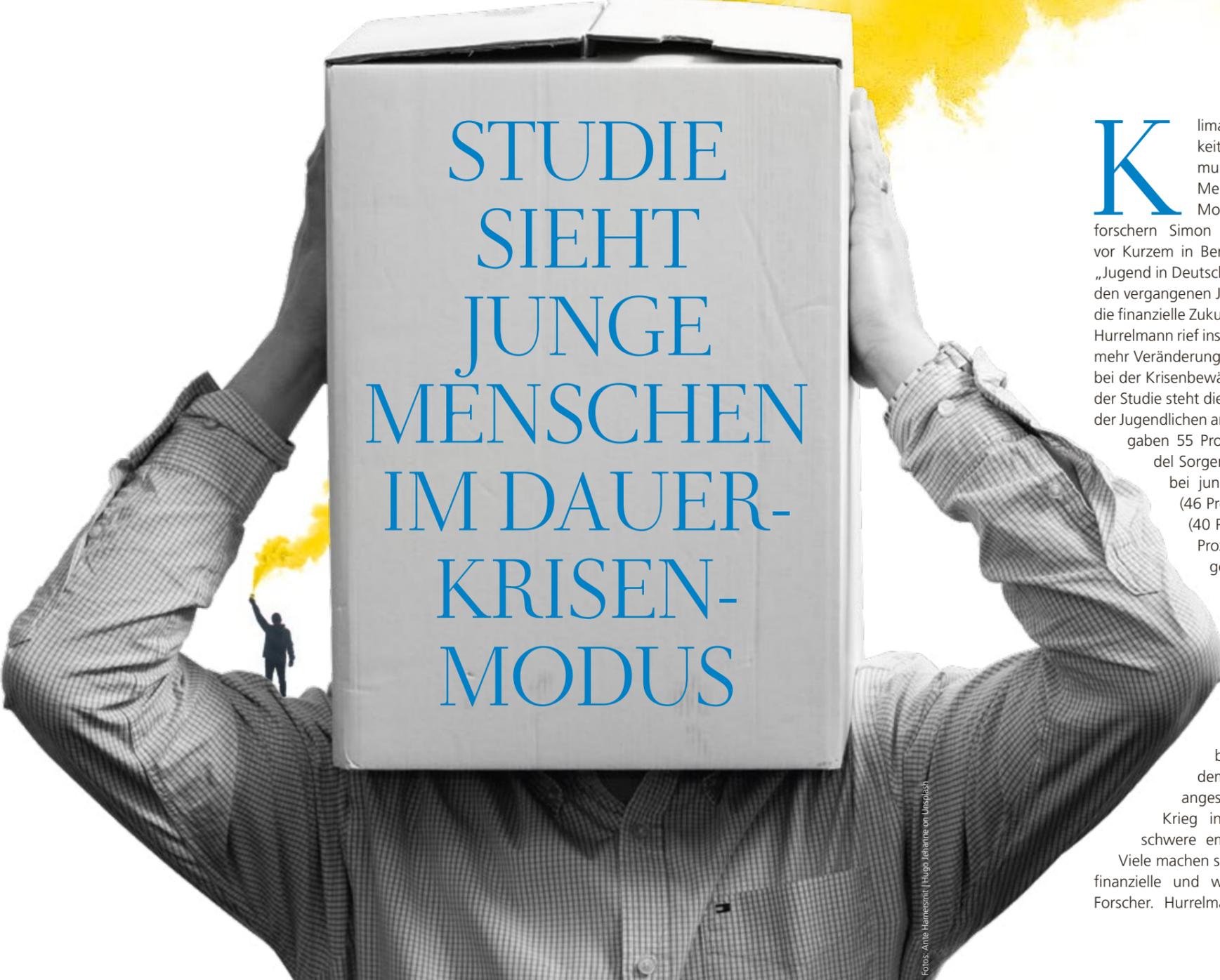
Es gibt beides, die Angst und die Hoffnung. Wir haben uns auf die Suche gemacht nach den Ängsten der Welt. Davon erzählen wir in dieser Ausgabe. Bewegt hat uns dabei, wie oft uns Hoffnung sichtbar wird. Lesen Sie von Hoffnungsgeschichten, von Menschen, die der Angst trotzen, von Menschen, die anderen Licht in dunkle Zeiten bringen. Berührt hat mich die Dankbarkeit, die ich gespürt habe. Dankbarkeit, die auch mir guttut. Abends drei Dinge zu notieren, für die ich dankbar bin, hat mir gezeigt, dass es viel zu danken gibt. Solche Dankbarkeit täte uns allen gut!

Ingrid Mielke
für die Redaktion DOPPELPUNKT

Fotos: Privat

TEXT Christine Xuân Müller

Christine Xuân Müller ist Redakteurin bei verschiedenen Nachrichtenagenturen und hat für die Katholische Nachrichtenagentur über die Studie von Simon Schnetzer und Klaus Hurrelmann, die die Trendstudie „Jugend in Deutschland – Sommer 2022“ begleitet haben, berichtet.



STUDIE SIEHT JUNGE MENSCHEN IM DAUER- KRISEN- MODUS

Klima, Corona, Krieg: Die Gleichzeitigkeit von Krisen drückt die Grundstimmung der Jugend in Deutschland. Junge Menschen bleiben im Dauerkrisen-Modus, heißt es in der von den Jugendforschern Simon Schnetzer und Klaus Hurrelmann vor Kurzem in Berlin vorgestellten neuen Trendstudie „Jugend in Deutschland – Sommer 2022“. Stärker als in den vergangenen Jahren sorgt sich die Jugend auch um die finanzielle Zukunft. Der Sozial- und Bildungsforscher Hurrelmann rief insbesondere die christlichen Kirchen zu mehr Veränderungsfähigkeit auf, um jungen Menschen bei der Krisenbewältigung Orientierung zu geben. Laut der Studie steht die Angst vor dem Krieg bei 68 Prozent der Jugendlichen an der ersten Stelle der Sorgen. Zudem gaben 55 Prozent an, dass ihnen der Klimawandel Sorgen bereite. Als weitere Sorgenthemen bei jungen Menschen folgte die Inflation (46 Prozent), die Spaltung der Gesellschaft (40 Prozent) und die Wirtschaftskrise (39 Prozent). In der repräsentativen Umfrage wurden den Angaben zufolge im März bundesweit 1.021 junge Menschen zwischen 14 und 29 Jahren befragt. „Die dichte Aufeinanderfolge von tief in das Leben eingreifende Krisen setzt der Jugend zu“, sagte Hurrelmann. Nach zwei Jahren Einschränkungen ihres privaten und schulisch-beruflichen Alltags durch die Pandemie seien viele von ihnen psychisch angespannt. „Die Bedrohung durch einen Krieg in Europa drückt als eine weitere schwere emotionale Last auf ihre Stimmung. Viele machen sich große Sorgen um ihre berufliche, finanzielle und wirtschaftliche Zukunft“, sagte der Forscher. Hurrelmann verwies zugleich darauf, dass

Religion und insbesondere der christliche Glaube bei jungen Menschen kaum noch eine Rolle für die Krisenbewältigung spiele. Auf der langen Liste, was jungen Menschen helfe, würden vor allem die sozialen Kontakte wie Familie, Freunde und die soziale Umgebung im Vordergrund stehen. Auch Aktivitäten, die man selbst steuere, würden als hilfreich und sinnvoll empfunden. Glaube und Religion stünden dagegen an letzter Stelle, so Hurrelmann. Laut der Studie sind nur noch 43 Prozent der jungen Menschen unter 29 Jahren christlich und viele davon glauben nicht an einen persönlichen Gott. „Das ist eine Herausforderung für die christlichen Kirchen nachzudenken, wie sie Sinngestaltungen entwickeln, die die jungen Leute erreichen und die jenseits der traditionellen liturgischen Grundsätze liegen“, sagte der Forscher. Junge Leute seien keine unreligiösen Menschen, „aber die christlichen Kirchen in ihrer gegenwärtigen Verfassung erreichen sie nicht.“ Schnetzer wies zudem auf einen Unterschied zwischen Muslimen und Christen hin. Während bei den Befragten, die sich als muslimisch bezeichnen, 52 Prozent angaben, dass Glaube etwas Wichtiges in ihrem Leben sei, stimmten dem nur 25 Prozent der befragten jungen Christen zu. Ein weiteres Ergebnis der Studie ist die wachsende Bedeutung des Geldes bei jungen Menschen. So gaben 57 Prozent von ihnen an, dass Geld für sie leistungsmotivierend sei. Danach folgten Spaß (45 Prozent), Ziele erreichen (32 Prozent) sowie Ehrgeiz und Anerkennung (jeweils 21 Prozent) als Leistungsmotivatoren. Der Schülersprecher und Organisator von Friedenskundgebungen, Nico Tremmel, betonte zudem, dass sich junge Menschen mehr Möglichkeiten zur Finanzbildung wünschten und schon in jungen Jahren lernen wollten, wie man etwa eine Steuererklärung erstellt. Mit Blick auf den Ukraine-Krieg würden zudem nur 18 Prozent der jungen Menschen eine Wiedereinführung der Wehrpflicht unterstützen. Durch die Corona-Pandemie hätten viele junge Menschen das Gefühl, zwei Jahre ihres Lebens verschwendet zu haben. Durch eine Wiedereinführung der Wehrpflicht würde genau diese junge Generation „zusätzlich nochmal ein Jahr verschwenden müssen“, erklärte Tremmel die mehrheitliche Ablehnung einer Wehrpflicht unter jungen Menschen.

TEXT Brigitte Springer

DEPRESSIONEN KEIN TAN BU



Ein Mitglied meiner Familie hat Depressionen. Zum Schutz aller nenne ich keine Namen, denn man kann noch nicht von einem abgeschlossenen Heilungsprozess sprechen. Wir stecken also mittendrin. Und das seit über acht Jahren – mit offenem Ende. Die meisten Menschen können sich unter einer Depression nichts oder nur wenig vorstellen. So ergeht es auch unserer gesamten Familie. Sie schleicht sich zu Beginn langsam, mit gedrückter Stimmung, Antriebslosigkeit, körperlichen Beschwerden, Gefühlen von Überforderung und Verhaltensauffälligkeiten ein. Anzeichen, die man zunächst nicht überbewerten möchte. Der soziale Rückzug des geliebten Menschen, den wir so ganz anders kennen, erschwert uns die Kommunikation. Gelegentliche Selbstverletzungen und suizidale Gedanken toppen die Gesamtsituation.

Das Leben ist ab sofort für alle auf den Kopf gestellt. Dadurch ergeben sich viele Fragen. Doch es gibt auch Antworten. Wie können wir wissen, dass hier eine schwere Krankheit unser Leben ab sofort begleitet? Wie können wir wissen, dass alle – vorwiegend natürlich der direkt Betroffene – so stark beeinträchtigt sein werden? Das Ausmaß kann keiner erahnen. Es gibt für ihn keine Normalität mehr, keine Arbeit, kein Privatleben, keine Freunde, keine Freude. NICHTS gibt es. Beispiele aus dem Alltag: Man steht vor einem Einkauf und bekommt Panikattacken ... kann kein Telefon bedienen ... kann nicht aufräumen ... ist einfach zu absolut nichts mehr fähig. Uns Angehörige trifft diese Krankheit ebenso, nur anders. Bei jedem einzelnen – je nach Nähe zum Betroffenen – sind Wut, Trauer, Ratlosigkeit, und Verzweiflung an der Tagesordnung. Die Gedanken sind Tag und Nacht in diesem Thema gefangen. Wer ist schuld? Vielleicht trägt man selbst dazu bei? Oder andere Menschen? Wird man selber etwa depressiv durch die permanente Anspannung? Der Alltag unserer Gefühlswelt hat sich für jeden von uns völlig verändert. Hinzu kommen Unverständnis bei Verwandten, Freunden, vielen Menschen im Umkreis jedes Einzelnen. Aus mangelndem Wissen gibt es Fehlinterpretationen auf allen Seiten. Denn mit Depressionen kennt sich kaum einer aus. Wie soll man auch jemandem etwas erklären, das man selbst nicht versteht? Wie gerne möchte man dem Betroffenen helfen. Was macht man, wenn der betroffene Mensch sich in sich zurückzieht, also für seine Mitmenschen nicht erreichbar ist?

Plötzlich gibt es einen kaum gekannten Wegbegleiter durch das Leben: die ANGST. Die Angst um den betroffenen Menschen, um die komplette Familie. Ein langer mühseliger Weg folgt in unserem Fall für den Betroffenen, von der Erkenntnis überhaupt behand-

lungsbedürftig zu sein, bis zur ärztlichen Diagnose. Danach kommen: GOTT sei Dank ... medikamentöse und therapeutische Behandlungen. Medikamente müssen erst ausgetestet werden, helfen nie sofort und sie können vielfältige unangenehme Nebenwirkungen haben. Bis zum heutigen Tag. Eine Therapie wird auf lange Zeit notwendig und gut sein. Wie sieht die Zukunft nun für jeden Einzelnen von uns aus? Wie kann man den depressiven Menschen bestmöglich unterstützen? Schont man ihn in der Krankheit oder ist es besser ihn zu aktivieren? Heute wissen wir es: beides. Je nach eigenem Gefühl, das sich im Laufe der Zeit weiter entwickelt oder auch nach Rücksprache mit dem Betroffenen.

Wer hilft den Angehörigen? Wie reagieren unsere Mitmenschen, also die nicht Betroffenen? Wem erzählt man was und wieviel? Passende Hilfen für Angehörige sind nicht leicht zu finden. Ärzte und Therapeuten unterliegen der Schweigepflicht. Von diesen war und ist leider keine Rückmeldung zu erwarten. Wenn es doch hier eine Lücke gäbe ... Nach langer Suche und Sondierungen, denn viele verstehen eine Depression nicht voll umfänglich, finden wir dennoch passende Hilfen. Dafür sind wir sehr dankbar. Es gibt immer wieder, bis zum heutigen Tag, Institutionen und Menschen, die uns zu einer Trennung oder auch mehr Distanz zu dem depressiven Menschen raten. Das sind durchaus gut gemeinte Ratschläge. Würde man das auch bei anderen Krankheiten raten? Eher nicht, aber bei psychischen Erkrankungen ist das leider häufig der Fall. Im Frühstadium der Krankheit taucht das Thema Trennung oder Distanzierung in der Familie auch auf. Es gibt Diskussionen untereinander mit unterschiedlichen Meinungen. Diese Uneinigkeiten verstören und verwirren zusätzlich. Manche Menschen verschreckt man mit dem Thema Depression. Das Problem ist manchen zu heikel. Das ist auch in Ordnung. Für uns. Doch der zunehmende Wissensstand jedes Einzelnen und der rege Austausch untereinander bringen uns dann so langsam wieder auf einen Level. Das ist auch nicht alltäglich. Unser Miteinander hat das bewirkt. Wir informieren uns in der Fachliteratur, einige besuchen Selbsthilfegruppen. Wir tauschen uns mit Fachleuten und anderen Angehörigen aus. Wir lernen dazu. Sehr viel.

Nach dem Lernen kam und kommt das Umsetzen des Erlernten. Das brauchte und benötigt immer noch Zeit. Kaum spürbar entwickelt sich jeder von uns fast zum Experten im Umgang mit der Depression. Die Depression war und ist unser ständiger Begleiter. Einen möglichen Fortschritt oder Rückfall in die Depression kann man jeweils nur erahnen. Wir haben dazugelernt und lernen weiter, wie man mit der Krankheit umgeht. Dafür gibt es leider kein Patentrezept. Man muss vieles versuchen, erfühlen, einfach so belassen und sehr viel aushalten.

TEXT Caroline und Nathalie Wiener

DENN ES BRENNT!

„Ich will, dass ihr in Panik geratet. Ich will, dass ihr die Angst spürt, die ich jeden Tag spüre. [...] Ich will, dass ihr handelt als würde euer Haus brennen. DENN ES BRENNT.“ (Greta Thunberg)

Wir haben das Zitat gewählt, weil der Klimawandel uns schlicht und ergreifend in Angst versetzt. Wir möchten damit zeigen, dass es ein gerechtfertigtes Gefühl ist, Angst zu haben. Angst ist ein Auslöser, der zum Handeln, aber genauso bei uns zu einem gewissen Ohnmachtsgefühl führen kann. Denn Katastrophenszenarien und überwältigend negative Gefühle halten uns vom Handeln ab, weil die Angst und Wut, die wir dann empfinden, dazu führen, dass wir der Situation eigentlich gerne entfliehen würden. Ein trauriger Eisbär auf seiner Scholle überfordert uns. Diese bildliche Veranschaulichung der Realität gibt uns das Gefühl, dass die Zukunft bereits geschrieben ist. Ständig stellen wir uns die Frage: Können wir die Zukunft noch beeinflussen? Ist es eine Zukunft, die sicher für unsere Kinder sein wird?

Oft wird die Klimakrise als eine Krise erlebt, die in der Zukunft stattfindet. Aber sie findet im Hier und Jetzt statt, darüber besteht ein wissenschaftlicher Konsens. Dieser wissenschaftliche Konsens über den voranschreitenden Klimawandel löst nicht nur Angst, sondern Druck auf unsere Generation aus, den wir mental nicht verarbeiten können und der sich daraufhin oftmals in Wut entwickelt. Wut auf die Regierung, die das Haus brennen lässt. Wut auf die Generationen vor uns, die im Konsumwahn die Zeichen des Klimawandels nicht gesehen haben. Auch die Menschen, die die Dringlichkeit bis heute nicht sehen oder sehen wollen, sich der aktiven Verdrängung des Klimawandels nicht stellen und beispielsweise weiterhin sorglos und unüberlegt Kreuzfahrten antreten. Nichtsdestotrotz findet neben Angst und Wut

die Hoffnung (CO₂ neutral) einen Platz in unserem Hafen. Der kleine Funke Hoffnung besteht vor allem durch die jüngeren Generationen. Menschen, die zeigen, dass sie für eine bessere Zukunft kämpfen und weiterkämpfen werden, die jeden Freitag auf die Straße gehen und Fortschritt fordern. Immer mehr Menschen, die einsehen, dass etwas getan werden muss. Um der zuvor genannten Ohnmacht entgegenzuwirken, versuchen wir im alltäglichen Handeln unser Konsumverhalten zu hinterfragen und die Auswirkungen unseres Handelns zu reflektieren. Dabei reicht schon die bewusste Auswahl von Verkehrsmitteln, Reisezielen und Reduktion des Konsums oder plastikreduziertes Einkaufen.

Letztendlich leben wir tagtäglich mit schwankenden Gefühlen zwischen Angst, Wut und Hoffnung. Je nach aktuellen Nachrichten und eigener mentaler Gesundheit ist eines präsenter als das andere. Aber es ist vor allem wichtig, die Hoffnung nicht zu verlieren. Sie hilft uns zu sehen, wie viele positive Möglichkeiten vor uns liegen. Und Hoffnung verbreitet sich schnell. Wenn die Möglichkeit einer besseren Zukunft in Aussicht gestellt wird, sind die Menschen bereit, zuzuhören und zu vertrauen. Wir beide sind in einem vertrauten Gemeindeleben groß geworden und sehen auch den Glauben und die Gemeinschaft als Quelle der Hoffnung. Auch wenn die Kirche als Institution mit ihren Kapitalanlagen an Kohle, Öl und Gas auf Umwegen von der anhaltenden Ausbeute der Erde profitiert, hat unsere katholische Kirche auch Stimmen. Es sind Institutionen mit einer großen Tragweite, die diese Stimmen nutzen müssen. Nicht zu guter Letzt sollte die Kirche mit ihrer Gemeinde ein Ort sein, an dem Menschen Kraft und Hoffnung schöpfen können, um sich der Klimakrise entgegenzustellen.



Denn der depressive Mensch ist nicht der „Depressive“. Es ist der geliebte Mensch und die Depression gehört zu ihm. Sie macht ihn aber nicht aus. Noch etwas, was mir wichtig ist: Auf gutgemeinte Ermunterungen im Sinne von: das wird schon wieder ... denk nicht so viel ... geh mal an die Luft ... anderen geht es doch viel schlechter ... denk mal positiver ... usw. Darauf können Betroffene und Angehörige gerne verzichten. Eine Depression ist kein Schnupfen.

Was aber immer geht: eine Umarmung! Wie geht es meinem/unserem von der Depression betroffenen Familienmitglied heute? Die Krankheit wird behandelt. Sie tritt in unregelmäßigen Schüben auf. In der nicht-depressiven Zeit wertschätzen alle das Leben umso mehr. Dann gibt es ja noch einen zweiten permanenten sehr sympathischen Wegbegleiter: die HOFFNUNG. Sie lässt uns nicht kopflös werden. Die Krankheit bleibt bestehen, aber sie ist behandelbar. Und vielleicht wird es mit zunehmendem Alter besser. Die ANGST begleitet uns immer wieder mal in schlechten Phasen, hält uns wachsam, die HOFFNUNG treibt uns nach vorne und der GLAUBE trägt uns. Was wäre die Mühe ohne die LIEBE wert? Meine ganz besondere Hochachtung gilt dem/den Menschen, die am Glauben festhalten, einen schweren Weg gehen und sich nicht beirren lassen.

Die Zeit ist reif für ein Coming-Out der Depression! Einige Prominente sind dahingehend aktiv. Lasst uns drüber reden. Depressive Menschen sind ganz normale Menschen, nur mit einer Erkrankung. Ich wünsche mir, dass auch Angehörige nicht das Gefühl haben müssen, mit einem Stigma zu leben. Wir, die Betroffenen und die Angehörigen, haben so viel Lebenserfahrung sammeln müssen, dass es uns manchmal schwerfällt, unbeschwert und normal zu sein. Und wir dürfen die Kinder nicht vergessen. Man sollte ihnen – natürlich altersgerecht – eine Depression erklären, wenn es in ihrem Umkreis einen depressiven Menschen gibt. Auch hier gibt es Hilfen. Wenn dann eine Akzeptanz, denn mehr muss gar nicht sein, auch in den Institutionen angekommen ist, haben wir viel gewonnen. Denn DEPRESSIONEN sollen KEIN TABU mehr sein!

Die nachfolgenden Sätze beschreiben, was es bedeuten kann, depressiv zu sein: „Weil du mir viel bedeutest, sag ich dir, wie es mir geht: Ich habe Depressionen; das fühlt sich an, als ginge ich durch nassen Sand, hüfthoch, jeder Tag ist gleichzeitig Berg und Tal, ein unüberwindlicher Abstieg, ich weiß noch, was Freude ist, nur fühlen kann ich sie momentan nicht, ich bin wie ein leeres Zimmer, durch das ein Wind weht, der alles betäubt und ich habe Gedanken,

die so schwer sind, als würde ich bergauf rudern, und alles in meinem Kopf ist zugestellt mit WOZUS? Ich muss meinen Wert jeden Tag neu schätzen. Was du Alltag nennst, sieht für mich wie eine Mauer aus, und ich schäme mich – ohne Grund, das weiß ich ... aber auch dafür schäme ich mich, ohne Grund. Vermutlich ist das alles für dich schwer nachzuvollziehen, und darüber bin ich froh. Das bedeutet, dass es dir gut geht. Und sicher: Es gibt immer Hoffnung. Aber ich könnte Hilfe gebrauchen. Denn da muss ich jetzt durch. Kommst du mit?“

Von Torsten Sträter (Betroffener) – aus der Sendung „Sträter“, ARD vom 19.05.2022



Depressionen können jeden treffen. In jedem Alter. Über 5 Millionen erkrankte Menschen gibt es zurzeit alleine in Deutschland. Eine Depression ist eine schwere Erkrankung. Sie kann beliebig lange und beliebig häufig auftreten.

Wie kann es zu einer Depression kommen?

Zum Beispiel durch

- eine Veranlagung
- einen Mangel an Botenstoffen im Gehirn
- belastende Ereignisse
- Stress
- Überforderung
- manchmal sogar durch positive Erlebnisse

Wahrscheinlich ist, dass mehrere Faktoren zusammen auslösend sein können. Jede betroffene Person erlebt eine Depression anders. Es gibt typische Anzeichen, an denen man sie erkennt.

TEXT Ingrid Mielke

ICH BIN DA

INMITTEN
DER
ANGST?!

Die Nachrichten verbreiten sich auch damals schon schnell. Jesus in der Stadt. Viele Menschen auf der Straße. Was wird passieren? Noch ist alles ruhig – und doch Aufruhr in den Straßen. Am Abend spitzt sich die Lage zu. Wo ist er? Soldaten im Park. Sie nehmen ihn fest. Gefangen. Was wird passieren? Vorsichtig geht es hinterher. Nur nicht auffallen. Versteckt. Zum Glück ist es dunkel. Keiner kennt mich. Hoffentlich sieht mich keiner. Angst macht sich breit. Wie eine große schwarze Lawine. Sie wird immer größer. Rollt hinter mir her. Auf mich zu.

Das Urteil. Der Richter korrupt. Er hört auf die Menschen. Sie schreien. Unfair. Ungerecht. Keiner ergreift Partei für den Angeklagten. Allein. Allein gegen so viele. Schuldig. Kreuzige ihn! Er muss sterben. Sonst bist du kein Freund des Kaisers. Auch der Richter voller Angst. Vor den Vielen. Ich auch. Nur im Hintergrund bleiben. Bloß nicht auffallen. Sonst bin ich dran.

Was mache ich nur? Ich lasse ihn im Stich. Doch keiner kann helfen. Ihm nicht. Und mir nicht. Es gibt keine Hoffnung. Alles vorbei. So große Hoffnung hatten wir. Wir alle. Er konnte so gut reden. Von Gott, seinem Vater, hat er erzählt. Geschichten voller Hoffnung. Das Reich Gottes auf Erden. Kaum zu glauben. Doch schön. Hell. Wie ein Licht. Mutmachend. Miteinander. Vielleicht wird es wahr. Etwas Neues. Wir begannen ihm zu vertrauen. Etwas Hoffnung zu spüren. Es könnte gut werden. Besser. Doch nun das.

Aus. Vorbei. Alles zu Ende.
Tot. Gekreuzigt.
Allein.

Wie kann es weitergehen? Ich bin voller Angst. Wo sind die anderen? Ist da keiner, der mich hört? Nur weg von hier. Alleinsein. Ich kann nichts ändern. Vergeblich. Warum hatte ich nur diese große Hoffnung? Jetzt ist alles schlimmer als vorher. Enttäuschung macht sich breit. Geht es weiter?

Wo sind die anderen? Wenigstens jemanden haben zum Zuhören. Oder Ausweinen. Schreien vor Verzweiflung. Warum Gott? Warum lässt du das zu? Jesus. Gescheitert. Am Ende. Er hat uns gesagt, nach drei Tagen werde ich auferstehen. Was ist das? Tot ist tot. Und wenn, was will er dann noch hier? Keiner ist mehr da. Wir sind voller Angst. Der Kaiser hat die Macht. Die Soldaten. Wir sind nichts dagegen. Verloren. Ohnmächtig.

Wir. Wir – die vielen, die ihm zugehört haben. Die er geheilt hat. Die geträumt haben. Mit ihm. Von einer besseren Welt. Von der neuen Welt. Vom Frieden. Von

Freiheit. Keiner braucht mehr Angst zu haben. Doch das war gestern. Heute ist alles vorbei. Nichts. Nur Dunkel. Kein Morgen mehr. Nie mehr. Nacht. Dunkle Nacht.

Schwarz wie die Nacht ist die Angst.
Hört sie denn niemals auf?
Stunde um Stunde, Tag für Tag.

Drei Tage. Es wird Morgen. Hell. Die Sonne geht auf. Hoffnung wird wach. Hoffnung?! Kann das wirklich sein? Können wir der Botschaft trauen? Können wir Jesus vertrauen? Ist das wirklich wahr? Nein, alle meine Hoffnungen sind enttäuscht worden. Immer. Niemals ist das möglich.

Und doch. Er hat es gesagt. Und die anderen jetzt auch. Das Grab leer. Ostern. Auferstehung liegt in der Luft. Ein neuer Morgen. Begegnung. Eine, mehrmals. Immer wieder. Es ist der Herr. Sogar Thomas, dieser ewige Zweifler. Glaubt es. Sogar er. Und ich? Nein. Das kann nicht sein. Tot bleibt tot.

Doch vielleicht haben sie ja recht. Sie alle. Ich sende euch meinen Beistand, den Heiligen Geist. So hat er gesagt. Wie will er das machen? Beistand, ja, den könnte ich jetzt brauchen. Immer nur allein. Wie soll ich da glauben? Und wem? Miteinander wäre besser. Da können wir uns Mut machen. Ein leichter Windzug. Ein Brausen kommt auf. Ein Hauch. Stimmen. Stimmengewirr. In allen Sprachen. Es wird laut. Bewegung. Begeisterung. Er ist unter uns. Sein Geist. Etwas von ihm. Mein Herz wird warm. Ich spüre in mir Freude? Ungläubig schaue ich um mich. Mitten in der Menge bin ich. Es ist hell. Mir wird warm. Ich schaue zum Himmel. Neben mir den Menschen ins Gesicht. In die Augen. Höre die Worte. Geht. Ich sende euch. Ihr seid niemals allein. Was auch passiert. Ich bin bei Euch. Ich mache euch Mut. Vertraut mir.

Ich. Du. Wir. Da ist es wieder. Dieses Gefühl. Wir sind stark. Vielleicht gibt es doch Hoffnung. Dass etwas Neues beginnt. Nicht alles zu Ende ist. Hoffnung. Zuversicht. Mut. Ich gehe los. Miteinander. Es wird gutgehen. Ich weiß es. Und Du auch. Jesus hat es schon vorher gewusst. Habt keine Angst – so sagt er uns. Damals und heute. Da sind Menschen. Da bin ich. Da ist Gott.

Ich bin da.
Immer. Überall.
In aller Angst!
Versprochen.

TEXT Caroline Kligen

ZUSAMMENFINDEN

ZWISCHEN SORGEN UND HOFFNUNGEN

Im Rahmen des pastoralen Zukunftsweges wurde in den letzten Jahren schon immer wieder angesprochen, dass ein struktureller Wandel im Erzbistum Köln bevorsteht: Infolge fehlender Priester, einer kontinuierlichen Abnahme an Gottesdienstbesuchern und einer immer größer werdenden Finanzlücke wurde bereits 2019 in Aussicht gestellt, die Anzahl der Gemeinden im Erzbistum Köln von 180 auf 60 zu verknappen. Wie dieses konkret aussehen sollte, wurde damals noch offengehalten. Ende März dieses Jahres kam nun der konkrete Vorschlag aus Köln unter dem #ZusammenFinden an die Gemeinden: Unsere Pfarrgemeinde St. Mauritius und Heilig Geist soll mit der linksrheinischen Gemeinde St. Antonius und Benediktus (umfasst Heerdt, Lörick und Oberkassel) sowie mit der Düsseldorfer Innenstadt-Pfarrei St. Lambertus (umfasst den Bereich zwischen Altstadt und Hauptbahnhof) zukünftig eine pastorale Einheit bilden. In einer Pfarrversammlung Ende April wurden der konkrete Entwurf und der zeitliche Ablaufplan ausführlich vorgestellt. Während derzeit noch offen ist, inwieweit die bisherigen Gemeinden rechtlich selbstständig bleiben können, ist bereits entschieden, dass die Seelsorgeteams der einzelnen Gemeinden zu einem großen Seelsorgeteam zusammengefasst werden. Trotz struktureller Veränderungen ist es das erklärte Ziel, dass das Leben in den bisherigen Gemeinden vor Ort erhalten bleiben soll, so dass sowohl liturgische als auch karitative und soziale Angebote an den einzelnen Standorten weiterhin durchgeführt werden. Bis Ende Oktober sprechen nun Vertreter der einzelnen Gremien miteinander und loten aus, ob und wie ein #ZusammenFinden gelingen kann. Die Ergebnisse dieses Prozesses werden dann nach Köln zurückgemeldet. Erst danach wird eine finale Entscheidung über die endgültige pastorale Einheit getroffen und umgesetzt.

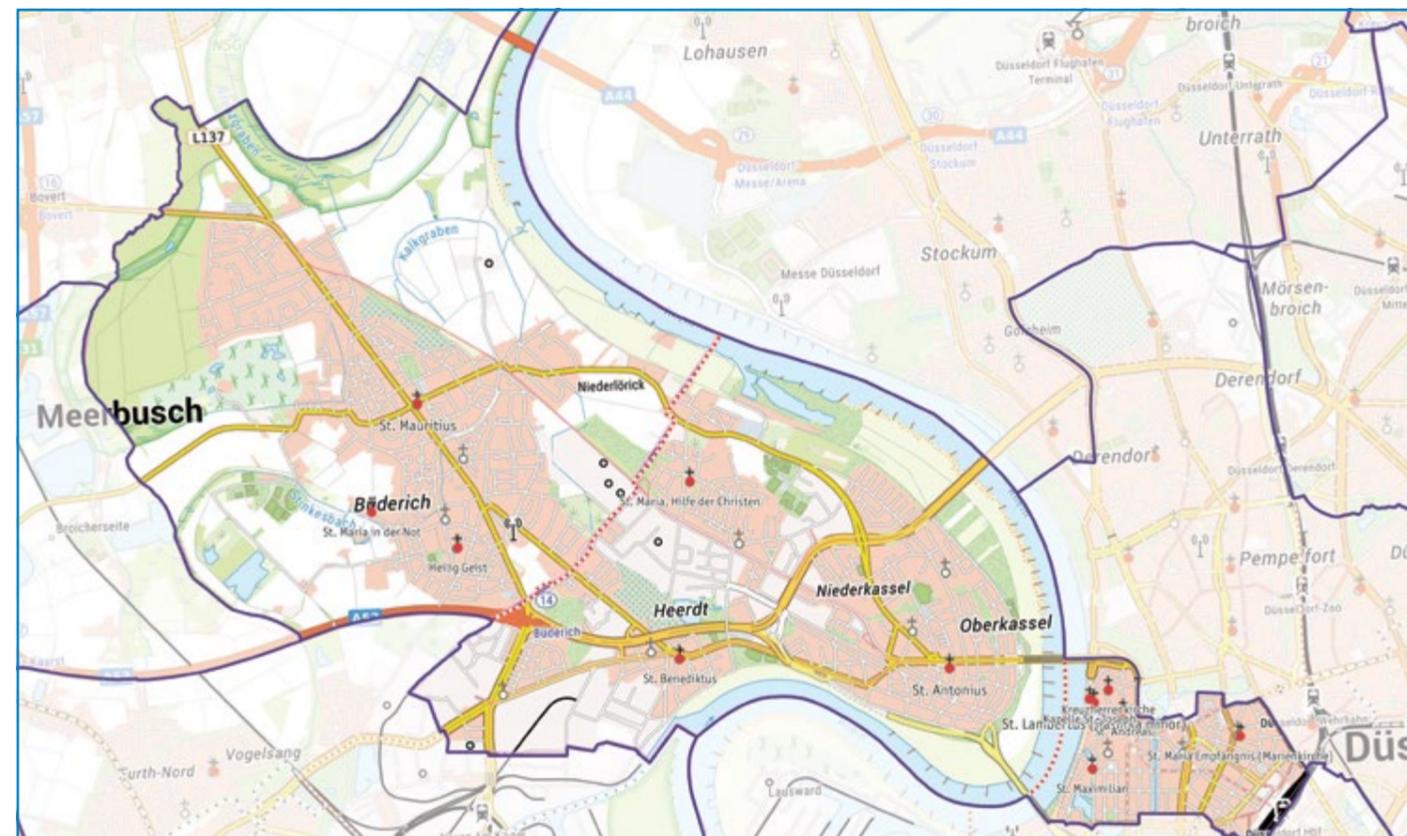
Zwischen Ängsten und Hoffnungen – welche Chancen und Risiken birgt dieser Schritt, werden sich viele fragen. Klar ist, dass eine solche Zusammenlegung unvermeidbar sein wird, die äußeren Rahmenbedingungen lassen keine Alternative zu. Ängste gibt es: Wird es anonym? Entfernt sich die Kirche von den einzelnen

Menschen? Gehen Traditionen unter? Muss sich der Letzte anpassen, wenn es keinen gemeinsamen Standpunkt gibt? Werden die Laien mit ihren Sorgen und Ideen gehört oder bestimmt der Pfarrer, wo es lang-

geht? Wie lassen sich unterschiedliche Sozialstrukturen und finanzielle Voraussetzungen vereinbaren? Werden die Ehrenamtlichen mit der größer werdenden Verantwortung überfordert? Und lässt sich dadurch die Kirche

überhaupt noch retten? Sind weitere Einschränkungen in Zukunft notwendig und laufen wir nicht nur den fehlenden Finanzen hinterher?

Nicht alle Ängste lassen sich einfach vom Tisch wischen, viele Sorgen sind berechtigt, und doch gibt es auch Vieles, was uns Hoffnung machen sollte, dass dieser Weg eine Chance sein kann: Das Ehrenamt wird deutlich stärker Wert geschätzt, es bekommt eigene Kompetenzen und befindet sich plötzlich auf Augenhöhe mit den Priestern! Bereiche, die in unserem Gemeindeleben vielleicht weniger stark ausgeprägt sind, sind in der Nachbargemeinde möglicherweise enthalten – hier können neue Wege des Miteinanders gefunden und das Angebot insgesamt vielseitiger werden! Hauptamtliche können sich in einem größeren Raum ergänzen, so dass ein liturgisches Angebot an den einzelnen Standorten länger aufrechterhalten werden kann! Wir alle glauben an denselben Gott, vertreten dieselbe Botschaft – sind Gemeindegrenzen da überhaupt wichtig? Zudem macht Hoffnung, dass uns alle diese Überlegungen des Erzbistums nicht überraschen: Wir arbeiten seit vielen Jahren daran, mithilfe unserer Engagementförderin Astrid Fox, das Ehrenamt zu stärken, bilden aktuell Gemeindeglieder aus, die später ein Team von Ansprechpartnern bilden werden und haben viele engagierte Ehrenamtliche in unserer Gemeinde. Wir haben mit Pia-Sophie Schillings eine Jugendreferentin, die über die Stiftung Büderich finanziert wird und somit auch weiterhin eine lebendige Jugendarbeit vor Ort sicherstellt. Wir planen derzeit ein neues Gemeindezentrum, um auch zukünftig einen attraktiven Ort des Beisammenseins in Büderich zu haben. Wir haben zudem auch schon erste Kontakte zu den beiden anderen Gemeinden aufgenommen und festgestellt, dass es viele Gemeinsamkeiten gibt, dass wir uns aber sicher auch in einigen Bereichen gut ergänzen können. Großer Vorteil ist dabei die räumliche Nähe und die gute Infrastruktur zwischen den Gemeinden. Sehen wir das #ZusammenFinden also als eine Herausforderung an, die uns aber die Chance bietet, das, was uns wichtig ist, zu bewahren und Neues dazu zu gewinnen, in der Gewissheit, dass es uns allen um die gleiche Sache geht!



Vorschlag Pastorale Einheit: St. Mauritius und Hl. Geist Meerbusch-Büderich + St. Antonius und Benediktus Düsseldorf-Oberkassel + St. Lambertus Düsseldorf
Katholikenzahl (Stand 2021): 22.048
Fläche: 31,8 km²

Vorschlag zur zukünftigen Einheit
 Aktuelle Seelsorgebereichsgrenze
 Aktuelle Pfarrgrenze
 Kirche

0 1000 2000 m

Karte erstellt am 03.04.2022

Basiskarte: © Bundesamt für Kartographie und Geodäsie 2022
Datenquellen:
http://sg.geodatenzentrum.de/web_public/Datenquellen_TopPlus_Open.pdf

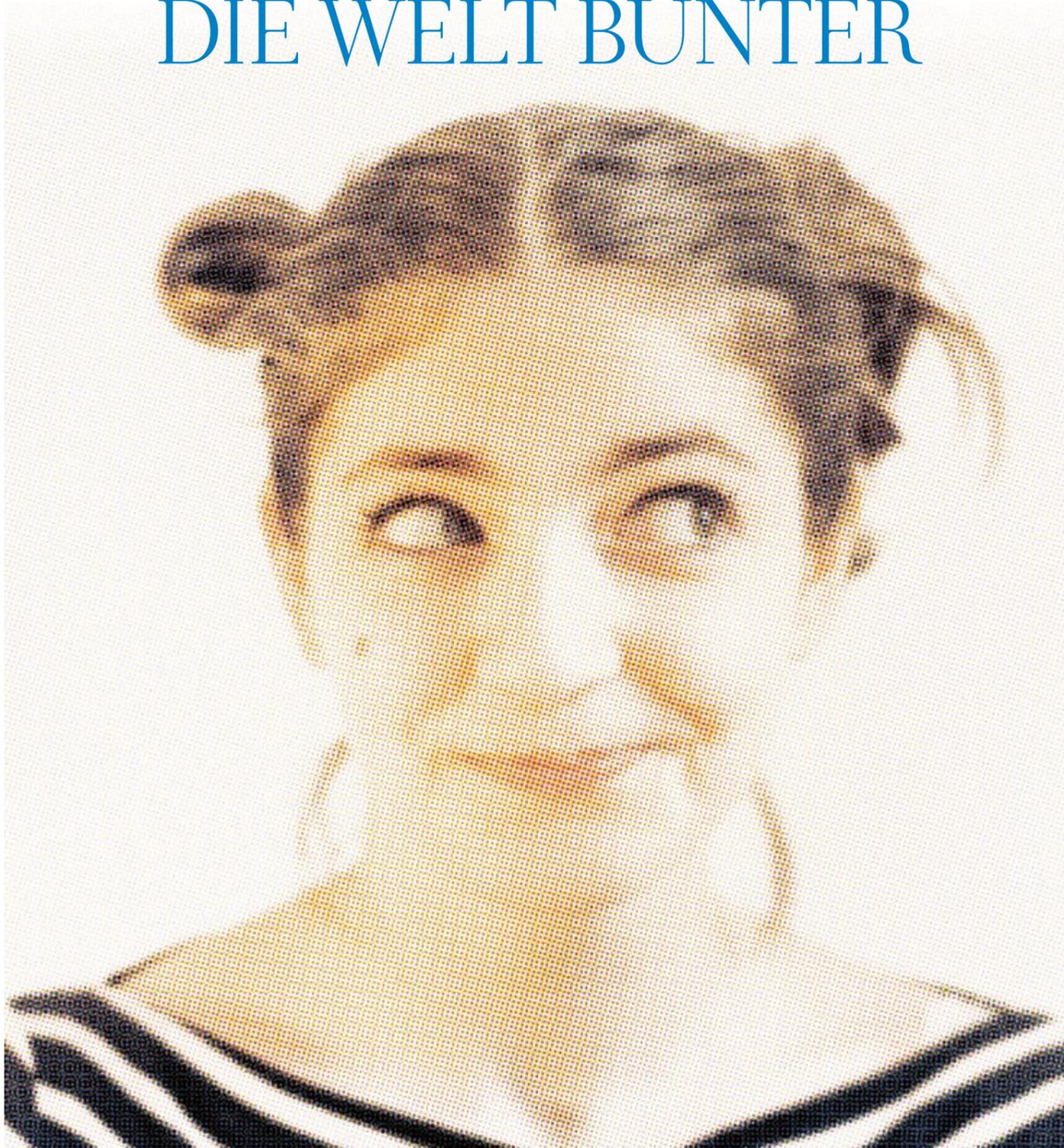
SO VIEL ÄNGSTE
IN DEN MENSCHEN,
SORGEN,
FRAGEN NACH DEM SINN,
AN DIE GRENZE(N) STOSSEN,
LEBENSMÜDE SEIN.

LASS UNS
IN DER HOFFNUNG BLEIBEN,
JEDER TUE,
WAS ER KANN,
AUF DASS
WUNDERBARES WERDE.

Gertraud Wackerbauer

Foto: Max Harlting on Unsplash

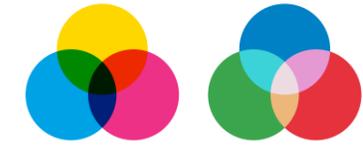
ZWISCHENTÖNE MACHEN DIE WELT BUNTER



Manchmal sind die Dinge eindeutig. Dann gibt es nur das eine oder das andere. Wer einen Corona-Test macht, ist entweder „positiv“ oder „negativ“. Eine Frau ist schwanger oder nicht. „Ein bisschen schwanger gibt es nicht“, sagt der Volksmund. Allzu oft neigen wir dazu, dieses Entweder-Oder-Schema in unserem Alltagsdenken anzuwenden. Dann sind die Dinge für uns entweder falsch oder richtig. Jemand sagt die Wahrheit oder lügt. Unser Gegenüber ist gut oder böse. Fleißig oder faul. Intelligent oder dumm. Oder um den Blick zu werfen auf die Themen dieser Ausgabe: Wir haben Angst. Oder Hoffnung. Der Titel dieser Ausgabe des Doppelpunkts lautet jedoch nicht „Angst oder Hoffnung“. Sondern: „Zwischen Angst und Hoffnung“.

Genau von diesem oft undefinierten „Dazwischen“ soll dieser Artikel handeln. Denn die Welt kennt nicht bloß ein Entweder-Oder, nicht bloß Schwarz oder Weiß. Sondern unendlich viel dazwischen. Natürlich muss „Schwarz-Weiß-Denken“ nichts ausschließlich Schlechtes sein. Es ist nicht verkehrt, die beiden möglichen Pole miteinander in die eigenen Denkweisen und Argumentationen. Schwarz-Weiß-Denken wird erst dann problematisch, wenn keine anderslautenden Gedanken und Meinungen mehr akzeptiert werden und fremde, kritische Bemerkungen kategorisch vom Tisch gewischt werden. Wer so denkt, hat dann kein Interesse mehr an Alternativen oder keine Fähigkeit, Kompromisse zu schließen. Sehr gut lässt sich das beobachten an den (Schein-)Debatten, die in den Sozialen Medien wie Facebook oder Twitter geführt werden: Jemand sagt vielleicht, er sei gegen die Lieferung schwerer Waffen an die Ukraine. Nahezu reflexartig reagieren die Schwarz-Weiß-Denkenden mit allerlei Vorhaltungen. Die Schublade vom „linken Pazifisten“ wird aufgemacht, der keine Ahnung habe von Geopolitik, wer so rede, sei ein „Putin-Versteher“. Eine echte Diskussion kommt dabei nicht auf, wird im Keim erstickt – eben, weil die Schwarz-Weiß-Denkenden keine Zwischentöne zulassen. Warum ist jemand gegen die Lieferung schwerer Waffen? Hat er oder sie Angst vor einer Eskalation des Konflikts? Oder Argumente und Ideen, welche Ansätze es alternativ geben könnte, der Ukraine beizustehen? Doch solche Zwischentöne werden nicht gehört, weil die Schwarz-Weiß-Denkenden sich festgelegt haben. Kritik wird dann grundsätzlich als Feindseligkeit empfunden. Empathie für das Gegenüber oder ein Überdenken der eigenen Position findet nicht statt. Das „Dazwischen“ wird ignoriert. Eine solche Einschränkung ist auf politi-

scher, gesellschaftlicher oder kultureller Ebene jedoch fatal. Denn sie trennt, distanziert und extremisiert.



Dabei kann gerade dieses „Dazwischen“ doch so reichhaltig sein. Zwischen Schwarz und Weiß ist Grau. Der französische Maler Paul Cezanne, einer der bedeutendsten Künstler des ausgehenden 19. Jahrhunderts, hat einmal gesagt: „Solange man nicht einmal ein Grau gemalt hat, ist man kein Maler.“ Daraus spricht der Mut, sich als Künstler, dessen Werk so sehr über Farbe definiert wird, auch einmal dieser „Unfarbe“ zu bedienen. Denn kaum etwas kann so vielfältig sein wie Grau. Geradezu unendlich scheinen die Möglichkeiten, verschiedene Grautöne aus einer Mischung aus Schwarz und Weiß zu erzeugen. Und selbst aus der Mischung der knalligen Primärfarben Rot, Gelb und Blau kann ein Grau entstehen. Allein 100 dieser verschiedenen Nuancen kann das menschliche Auge unterscheiden. Doch das „Image“ von Grau ist eher schlecht. Ist der Himmel wolkenverhangen und lässt kaum Sonnenlicht hindurch, sagen wir, es sei „grau in grau“; „Grau ist alle Theorie“ heißt es in Goethes Faust; und in Michael Endes Roman „Momo“ sind es die „aschgrauen Herren“ in ihren grauen Anzügen und mit grauen Aktentaschen, die den Menschen einreden, nur noch Nützliches zu tun, um Zeit zu sparen, sie in Wahrheit aber um ihre Zeit betrügen. Wer Grau so negativ sieht, macht es sich aber zu einfach. So wie es auch einfach ist, zu kategorisieren, sich auf eine Seite zu stellen, in Schwarz oder Weiß zu denken. Grau hingegen, mit seinen zahllosen Tönen, kann Übergänge schaffen. Brücken bauen zwischen den Polen aus Schwarz und Weiß, Verständigung erzielen. „Ich glaube nicht, dass diejenigen Recht haben, die meinen, Politik besteht darin, zwischen Schwarz und Weiß zu wählen. Man muss sich auch häufig zwischen den verschiedenen Schattierungen des Graus hindurchfinden.“, sagte Willy Brandt einst. Das Graue hilft also dabei, einen offenen, vielfältigeren Blick auf die Welt zu werfen. Es sind genau diese Zwischentöne, ja, das „Dazwischen“ an sich, das die Welt für uns alle bunter macht. Natürlich dürfen wir Angst haben. Genauso wie wir hoffen dürfen. Doch viele Chancen werden sich erst dann ergeben, wenn wir uns weder von der Angst vereinnahmen lassen noch zu sehr auf die Hoffnung stützen, sondern den Blick auf das Dazwischen werfen. Und so „Zwischen Angst und Hoffnung“ vielleicht eine ganz neue Welt entdecken.

TEXT Claudia Gross

UND PLÖTZLICH IST NICHTS MEHR, WIE ES WAR



Und plötzlich ist nichts mehr, wie es war! Zwischen Angst und Hoffnung leben zurzeit viele Flüchtlinge hier bei uns. Wir sprachen mit Oksana, Nataliia, Yevhenii und Julia. Sie alle sind auf unterschiedliche Weise hier zu uns nach Deutschland bzw. nach Meerbusch gekommen.

Persönliches

Oksana hat bis 2014 mit ihrem Mann, ihrer Mutter und Großmutter auf der Krim gelebt. Sie hatte dort ein Designgeschäft für Brautkleider. Als Putin 2014 die Krim einnahm, ist sie mit ihrem Mann nach Lwiw (Lemberg) in eine kleine Wohnung in ein Flüchtlingsheim geflohen. Mutter und Großmutter blieben auf der Krim. 2016 bekam sie in Lwiw ihre Tochter. Vor zwei Jahren hat sie sich von ihrem Mann getrennt. Ihr Mann kämpft jetzt an vorderster Front.

Nataliia und Yevhenii haben zusammen fünf Kinder, vier Jungen und ein Mädchen, im Alter von 24, 19, elfjährige Zwillinge und einen Sohn von sieben Jahren. Sie wohnten in einer Wohnung in Kiew. Yevhenii war Ingenieur bei der Telekom und Nataliia ist Gynäkologin. Sie sagen, sie hätten in der Ukraine kein schlechtes Leben gehabt und die Kinder hatten dort ihre Schulen.

Julia kommt aus Kiew und hat ihren Mann auf der Krim geheiratet und dort ihren Sohn bekommen. 2014 ist sie mit ihrem Sohn nach Kiew geflüchtet und hat sich dort scheiden lassen. Sie ist gelernte Versicherungskauffrau und Wirtschaftsökonomin. Sie spricht sehr gut Deutsch. Als 1991 ihr Vater verstorben ist, haben deutsche Familien Kinder von verstorbenen Ukrainern eingeladen, damit sie Urlaub und Erholung in Deutschland bekommen. Danach hat sie viele Deutschkurse in Kiew besucht und als Repetitor für Kinder Deutschunterricht erteilt.

Flucht

Als in Lwiw die ersten Raketen etwas zerstört haben, bekam die Tochter von Oksana sehr viel Angst. Eine Freundin aus Deutschland hat sie angerufen, dass sie kommen soll. Oksana nahm ihre Tochter und das, was sie tragen konnte, und fuhr mit verschiedenen Zügen, Auto und Bus direkt nach Osterath. Die Flucht dauerte nur einen Tag. Für sie war es schlimm, die Tür in Lwiw zuzumachen und zu wissen, dass sie die Wohnung und ihre Möbel nie wiedersieht. Wenn sie einen Monat keine

Miete bezahlt, gehört ihr nichts mehr. Ihre Tochter wollte ihr Lieblingsspielzeug mitnehmen, doch das konnten sie nicht auch noch tragen. Sie hat so geweint. Gott sei Dank hat ihre jetzige deutsche Familie Kinder und Spielzeug, so dass es ihr schon wieder besser geht.

In Kiew bei Nataliia und Yevhenii war die Lage so, dass zuerst gesagt wurde, dass nur Militärgebäude angegriffen werden und nicht die normale Bevölkerung. Doch das stimmte nicht. Plötzlich wurde auf alles geschossen. In Butscha nördlich von Kiew wurden Frauen und Kinder misshandelt. Kirchen und Wohnungen zerstört. Die Familie hatte so viel Angst und lebte nur noch im Keller. Im Keller war auch eine andere Familie mit drei Kindern. Sie hatten nichts zu essen, die Geschäfte waren leer und es gab die Sperrstunde, in der keiner raus durfte. Sie haben am Tag schnell Brot in ihrer Wohnung gebacken und sind dann sofort wieder in den Keller zurückgegangen. Als der dritte Freund von Yevhenii in Butscha umgebracht wurde, sind sie mit ihrem Auto in die Westukraine geflohen in ein Haus ohne Toilette und ohne Heizung und das im Winter. Dort verbrachten sie zwei Wochen, bis ein Freund sie dann über Rumänien nach Osterath geholt hat.

Julias Flucht war sehr dramatisch. Auf unsere Frage: „Was nimmt man denn auf eine Flucht mit?“, antwortete sie: „Ein paar Socken, etwas Unterwäsche, Medikamente für meine Mutter, ein paar Plätzchen, Fressen für unseren Hund und unsere Katze und unsere Papiere.“ Dann hat sie im Internet einen Aufruf gemacht, wer sie zum Bahnhof nach Kiew bringen könnte, da sie nicht über die Straßen gehen konnten. Am Bahnhof waren Tausende von Menschen und das Militär regelte die Abfertigung. In diesem Gedränge hatte Julia ihre 80jährige Mutter, die mit Stock läuft, verloren. Jetzt ließ sie ihren Sohn mit Hund und Katze an einem Platz sitzen und suchte ihre Mutter. Zwei Minuten, bevor ihr Zug aufgerufen wurde, hatte sie sie gefunden und sie waren wieder zusammen. Doch das Gedränge war so groß und als der Zug kam, hat das Militär den Sohn einsteigen lassen; aber nicht Mutter und Oma. Julia sagt: „Ich bin weggegangen aus dem Gedränge und habe laut geschrien, denn inzwischen hatte eine andere Frau gesagt, dass das ihr Sohn sei. Und so passiert es, dass viele Familien sich verlieren, und dann kann man sie nicht mehr finden. Ich habe so laut geschrien und dann haben sich mich reingelassen. Jetzt fehlte noch meine Mama. Ich habe das Militär gefragt, ob Mama auch noch reindarf. Wir mussten uns alle auf den Boden legen und durften uns nicht bewegen. Kein Licht und kein Handy anmachen, damit man uns nicht sieht. Sonst werden wir erschossen. Ich weiß nicht wie lange, wir da gelegen haben. So etwa 13 Stunden. Dann sind wir um 12 Uhr nachts in einer ganz fremden Stadt gelandet. Es waren Minusgrade und ich hatte Angst. Was mache ich mit meiner Familie jetzt? Aber ich denke

TEXT Claudia Gross

ALLES BESSER ALS EINE TURNHALLE ...

... sagte sich Familie Fischer, als sie sich entschloss, ukrainischen Flüchtlingen zu helfen.

Familie Fischer wohnt mit ihren drei Kindern im Alter von neun, sechs und drei Jahren in einem Haus in Buderich. Über den Klassenchat erfuhren sie, dass für drei ukrainische Familien, unter anderem für eine Mutter mit ihrem fünf Monate alten Kind, eine Unterkunft gesucht wird. Sofort entschlossen sie sich, das Spielzimmer der Kinder im Keller herzurichten. Doch die Mutter mit ihrem Baby kam nur bis Frankfurt und wurde dort einer anderen Familie zugewiesen. Da die Familie Fischer jetzt aber in der Liste der Helfer stand, wurde ihr an einem Donnerstag nachts um drei Uhr am Busbahnhof in Düsseldorf eine Mutter mit einem 14-jährigen Mädchen angekündigt. Der Schwester von Herrn Fischer, die auch eine Familie aufnehmen wollte, wurde eine Mutter mit einem fünfjährigen und einem dreijährigen Kind zugewiesen. Schnell tauschten die beiden Familien, da die eigenen Kinder in den entsprechenden Familien altersmäßig besser zusammenpassten. So wohnten ab jetzt acht Personen im Haus der Familie Fischer. Die Ukrainer hatten zwar ein eigenes Zimmer, aber alle restlichen Räume wurden gemeinsam benutzt. Dies war nicht immer so einfach. Nicht nur, dass es große Sprachbarrieren gab, so war auch der Erziehungsstil ein anderer. Während die Kinder der Familie Fischer nur gelegentlich Medien benutzen durften, durfte der fünfjährige Sohn den ganzen Tag das iPad benutzen. Auch gab es unterschiedliche Schlafenszeiten bei den Kindern. Ein gemeinsames Essen war auch nicht immer möglich, da die

ukrainische Mutter für sich und ihre Kinder extra kochen wollte. Das bedeutete natürlich, dass extra eingekauft werden musste und die Spülmaschine noch häufiger lief. Von der Stadt gab es zunächst keinerlei finanzielle Unterstützung. Auch erledigte Frau Fischer neben ihrer beruflichen Tätigkeit und der Arbeit für ihre Kinder alle Behördengänge und Arztbesuche. Eines Tages gab es den glücklichen Zufall, dass der Nachbar der Familie Fischer sagte: „Mein Sohn ist ausgezogen und ich habe im ersten Stock eine Zweizimmerwohnung frei mit Küche und Bad.“ Schnell wurde ein Mietvertrag aufgesetzt. Die Stadt übernahm zuerst nicht die Kosten, aber Freunde der Familie Fischer haben die Miete übernommen. Nachbarn, Freunde und Familie Fischer haben dann über eBay eine komplette Möblierung einschließlich Küche zusammengesucht und bezahlt. Auch haben sie für den fünfjährigen Sohn und die Mutter ein Fahrrad mit Anhänger besorgt. Herr Fischer hat sich um alle Formalitäten gekümmert und Kindergartenplätze besorgt. Etwas enttäuscht ist die Familie, da sie wenig Dankbarkeit erfahren hat. Sie wissen nicht genau, ob es an der Sprachbarriere liegt. Lena, die Tochter der Familie Fischer, ist traurig, dass das dreijährige Mädchen nicht mehr da ist. Lena sagt: „Es hat sich gut angefühlt. Ich habe gerne mit ihr gespielt.“ Auch Familie Fischer ist froh, dass sie Hilfe geleistet haben, da sie damit ihren Kindern zeigen konnten, wie gut es ihnen geht. „Guck mal, die haben nichts mehr und sind jetzt in einem fremden Land.“ „Ja, wir würden es wieder machen. Besser als jede Turnhalle.“



Gott hat uns geholfen. Wir haben dort einen Mann, einen Volontär gefunden, der uns in eine alte Schule gebracht hat. Dort konnten wir übernachten und dann sind wir weiter an die Grenze gekommen. Insgesamt hat die Flucht drei Tage gedauert.“

Momentane Situation

Im Moment lebt Oksana mit ihrer kleinen Tochter bei einer Osterather Familie. Die Tochter wird im Sommer in Osterath eingeschult. Die Mutter einer Freundin der deutschen Familie hat sich zum Geburtstag Geld gewünscht, damit sich Oksana eine Overlock-Nähmaschine kaufen konnte. Da war noch Geld übrig, das sie einem Flüchtlings-Kinderheim für taubstumme Kinder in Lwiw geschenkt hat, damit die Kinder dort einen Ausflug machen konnten. Sie ist sehr dankbar, dass sie bei der Familie wohnt. Sie näht Taschen und Kissen und kann sie, wenn gewünscht, wunderbar bemalen. Ihre Werke stellt sie dann in den Handy-Status, damit man sie kaufen kann. Sie würde gerne für Kinder Malkurse anbieten so wie sie es in der Ukraine auch gemacht hat. Auch würde sie gerne in die Ukraine zurückgehen, vielleicht sogar auf die Krim, wenn alles wieder ruhig ist.

Den ältesten Sohn mussten Nataliia und Yevhenii in der Ukraine lassen und der Rest der Familie lebt in Buderich bei einer 84-jährigen Dame mit im Haus. Nataliia sagt, dass diese Dame wie eine Mutter oder Oma zu ihnen ist. Sie hat ein großes Herz. Sie passt auf die Kinder auf und backt Kuchen für die Geburtstage der Kinder. Die Tochter, die in Kiew an der besten Uni Wirtschafts-

finanzen studiert hat, ist jetzt Gasthörerin an der Uni in Köln. Wenn sie besser Deutsch spricht, möchte sie an einer deutschen Uni studieren. Die drei Jungen gehen in Osterath zur Schule. Sie haben schon Freunde gefunden und die Zwillinge sind mit unserer Kirchengemeinde auf die kleine Sommerfahrt gefahren. Nataliia und Yevhenii lernen an vier Tagen in der Woche Deutsch. Sie wollen so schnell wie möglich hier arbeiten. Nataliia hofft, dass sie bald eine Approbation bekommt, damit sie wieder als Ärztin arbeiten kann. Sie können sich nicht so schnell vorstellen, wieder in die Ukraine zu gehen, da sie denken, dass die ersten Jahre nach dem Krieg dort auch nicht so einfach sind.

Im Moment wohnt Julia mit ihrem elfjährigen Sohn und ihrer Mutter bei einer Familie in Lank. Sie besucht Deutschkurse und macht ihre Deutschprüfungen. Sie hilft vielen Familien bei der Übersetzung und den Behördengängen. Sie vermisst ihr Leben in Kiew sehr, doch hat sie große Angst, zurückzugehen. Ihr Sohn hat hier auf dem Gymnasium in Buderich schon Freunde gefunden und ihre Mutter meint, dass sie zu alt ist, um nochmal so eine weite Reise zu machen.

Oksana, Nataliia, Yevhenii und Julia erzählen uns noch, dass sie am Anfang hier in Deutschland nur geweint haben. Jeden Tag nur geweint! Doch Julia sagt: „Ich muss aufhören zu weinen. So kann ich keinem helfen.“ Auf unsere Frage: „Wie und wo sehen Sie sich in einem Jahr?“ antworten sie: „Früher hatten wir Pläne. Jetzt wissen wir nicht.“ Doch alle Vier sind trotz aller Umstände sehr sehr dankbar und sehr glücklich hier in Deutschland zu sein. „Deutschland hat uns Hoffnung gegeben.“ Zum Schluss fragten wir Oksana, Nataliia, Yevhenii und Julia: „Was überwiegt bei Ihnen – die Angst oder die Hoffnung?“ Spontan antworteten alle: „Die Hoffnung!“

Foto: Privat

Foto: Privat

TEXT Pia-Sophie Schillings und Claudia Gross

EIN FUNKE

Für das Überleben ist Angst nach Hannah Arendt eine Notwendigkeit. Angst wird häufig mit der Abwesenheit von Hoffnung assoziiert. Die Gleichzeitigkeit von beiden Zuständen irritiert zunächst, jedoch beschreibt der Titel „Zwischen Angst und Hoffnung“ erstaunlicherweise genau die Ambivalenz der Emotionen, die wir im März 2022 deutlich spürten. Nach den verunsichernden Erfahrungen der letzten Jahre, wie der Coronakrise, klimabedingten Unwetterkatastrophen und deren fatalen zerstörerischen Folgen, mussten wir erkennen, wie fragil nun auch unsere politische Ordnung ist und der Frieden, dem wir uns so gewiss waren. Großeltern und Eltern nahmen Abschied von ihren Kindern, um ein sichereres Leben durch die Flucht aus der Ukraine sicherzustellen. Besonders hier in Meerbusch öffneten eine Vielzahl der Familien ihre Wohnungen und Häuser, um den Menschen auf

der Flucht ein Zuhause auf Zeit zu gewähren. Etwa 60 Kinder fanden hier Zuflucht.

Dies war Anlass genug, dass die Stiftung Büderich mit unserer Jugendreferentin nach schönen und abwechslungsreichen Aktivitäten für die Kinder Ausschau hielten. Die Stiftung hatte die finanziellen Mittel und die Jugendreferentin zusammen mit dem Jungen Netz die Ideen. An mehreren Tagen in den Osterferien fand ein abwechslungsreiches Programm statt: Besuch des Abenteuerspielplatzes, der Arche Noah, des Krefelder Zoos sowie Bastelaktionen zum Osterfest. Höhepunkt der Unternehmung war wohl der 6. Mai, als die Jugendreferentin mit ukrainischen Familien zu einem großen Ausflug startete. Selbst die Rheinische Post (Autor Dominik Schneider) berichtete über diesen Ausflug: „Dieser Ausflug sollte mit der Fähre von Meerbusch nach Düsseldorf sein. Vor der St. Mauritius-Kirche trafen sich die Teilnehmer.

Empfangen wurde die Gruppe von einem vollbepackten Bollerwagen voller Picknick und Spielutensilien für einen fröhlichen Nachmittag am Rheinufer von Kaiserswerth. Zum ersten Programmpunkt am Rhein ging es mit der Freiwilligen Feuerwehr. Die Rheinfähre Schäfer, die den Betrieb zwischen Langst-Kierst und dem Düsseldorfer Stadtteil Kaiserswerth organisiert, beteiligte sich ebenfalls an der Aktion und setzte die Gruppe kostenfrei über den Rhein. In Kaiserswerth angekommen suchten sich die Teilnehmer gemeinsam mit den Organisatoren eine schöne Stelle und schlugen das Lager am Rheinufer auf. Es gab verschiedene Stationen mit unterschiedlichen Spielangeboten und Bastelmöglichkeiten für Kinder und Erwachsene. Aber auch die Mütter und Großmütter genossen den Tag sehr: Zusammen mit ihnen tranken das Team der Gemeinde und die Vertreter der Stiftung Büderich Kaffee, erzählten und tauschten sich aus. Nachdem die Gruppe drei Stunden am Rheinufer

verbracht hatte, ging es zur Anlegestelle der Weißen Flotte. Denn zum Tagesausflug gehörte auch eine Fahrt auf dem Rhein, die Weiße Flotte hatte sich ebenfalls bereit erklärt, diese kostenfrei anzubieten. Eine Stunde dauerte die Fahrt bis zum Anlegepunkt in der Düsseldorfer Altstadt. Von dort ging es mit der Straßenbahn zurück zum Ausgangspunkt.“

Auch wenn die deutschen Familien sich mit der Aufnahme der Flüchtlinge ein Stück des Krieges, der Verunsicherung und vielleicht auch der Angst in ihre Wohnzimmer holten, so war es einfach nur berührend, die Kinder trotz der schrecklichen Umstände in ihrer Heimat so ausgelassen und fröhlich zu sehen. Trotz der spürbaren Angst dominierten die Gefühle des Muts, der Dankbarkeit und Hilfsbereitschaft.

GLÜCK



Fotos: Privat

INTERVIEW Bernadette und Thomas Lütkeniehoff

EIN NEUER ANFANG



Die Familie Lütkeniehoff aus Osterath hat in ihrem Haus eine ukrainische Mutter, Oksana, mit ihrer Tochter, Vesniana, aufgenommen. Ihre Erfahrungen geben sie in diesem Interview unseren Lesern weiter.

Wen haben Sie aufgenommen?

Wir haben eine 41-jährige Ukrainerin und ihre sechsjährige Tochter aufgenommen. Die beiden kommen aus Lwiw. Oksana ist bereits 2014 von der Krim nach Lwiw geflüchtet. Dort lebten die beiden bereits in einem Flüchtlingsheim. Ihr Zimmer ist natürlich mittlerweile durch andere Flüchtlinge belegt, so dass sie quasi heimatlos sind. Oksana ist trotzdem sehr dankbar, dass sie mit ihrem Zimmer in Lwiw anderen in Not helfen konnte.

Welche Beweggründe gab es, die Familien aufzunehmen?

Wir wollten zumindest einen ganz kleinen Beitrag dazu leisten, den Menschen in Not zu helfen. Außerdem wollten wir für unsere drei Kinder ein gutes Vorbild sein. Ich finde, dass es für uns alle eine wichtige Erfahrung ist, wenn Menschen im Haus wohnen, die aus einem anderen Land kommen. Es wird einem wieder klar, dass man selbst sehr viel Glück hat. Auch wird einem klar, dass es wichtig ist, andere Sprachen zu lernen. Mein Mann und ich haben immer in WG's gewohnt und auf Reisen oft in Hostels geschlafen, so dass man viele tolle Erfahrungen mit anderen Menschen, Kulturen und Gewohnheiten machen konnte. Auch unseren Kindern wollen wir vermitteln, dass die Welt sehr bunt und dadurch sehr interessant ist und dass es wichtig ist, für alles offen zu sein.

Welche Erfahrungen haben Sie gemacht?

Wir haben sehr gute Erfahrungen gemacht. Unsere ukrainischen Gäste sind voll in unserer Familie integriert. Die beiden leben in einem schönen hellen Zimmer im Keller, wo sie auch ihr eigenes Badezimmer haben. Alles andere teilen wir uns. Natürlich kann die „neue kleine Schwester“ meine Jungs auch mal nerven, aber so ist das halt mit kleinen Schwestern. Oksana kann wunderbar kochen und wir versuchen, mittags und abends zusammen zu essen. Wir unterhalten uns mittlerweile in einer lustigen Mischung aus Englisch, Deutsch und ein bisschen Ukrainisch. Die Gespräche können



Foto: Privat

Foto: Khvoist on Shutterstock

natürlich auch mal sehr traurig werden. Gerne würden wir den beiden noch viel mehr von der Gegend zeigen, doch dazu hatten wir bisher leider noch nicht so viel Zeit. Doch jetzt sind Ferien und wir können mal ein paar Ausflüge zusammen machen, um ihnen zu zeigen, dass Deutschland auch sehr schön ist.

War es problematisch?

Das Zusammenleben ist wie in jeder Familie nicht immer so einfach, aber ich finde, dass wir es gut gemeistert bekommen. Wir lachen viel zusammen und versuchen den anderen zu respektieren.

Wann war klar, dass Sie aufnehmen?

Eine Freundin hat uns schon sehr früh gefragt, ob wir Ukrainer aufnehmen würden. Wir mussten nicht lange darüber nachdenken und uns war schnell klar, dass wir helfen wollen. Als wir den ersten Anruf von der Stadt Meerbusch bekamen, da waren wir doch etwas aufgeregt. Innerhalb von ein paar Stunden musste das Zimmer schön hergerichtet werden und ich habe noch spät abends Gardinen genäht. Doch dann kamen die angekündigten Gäste gar nicht. Erst beim vierten Anlauf hat es dann mit den Gästen geklappt. Immer wieder gab es nachvollziehbare Gründe, warum die Ukrainer doch nicht zu uns kamen. Oksana und Vesniana zogen am 4. April bei uns ein.

Haben Sie Unterstützung von der Stadt bekommen?

Die zuständige Vermittlerin war sehr nett, doch sie hatte auch sehr viel zu tun. Ich bin in einer WhatsApp-Gruppe von vielen Leuten, die selbst Ukrainer aufgenommen haben oder Ahnung davon haben, an was man alles denken muss. Dort wird einem immer geholfen. Wir hoffen, dass wir bald eine kleine bezahlbare Wohnung für die beiden in Meerbusch finden werden, so dass sie sich ihr eigenes Leben in Deutschland aufbauen können. Dafür wünschen wir ihnen ganz viel Glück und Erfolg!

TEXT Friederike Janson

HOSPIZ, ZWISCHEN ANGST UND HOFFNUNG

Seit 18 Jahren arbeite ich ehrenamtlich als Sterbegleiterin in der Hospizbewegung Meerbusch. Die Gratwanderung zwischen Angst und Hoffnung ist fließend. Natürlich werden wir Ehrenamtlichen von der Hospizbewegung gerufen, wenn es scheint, dem Ende zuzugehen. Oftmals ist es jedoch so, dass, wenn wir uns einschalten und die ersten Begegnungen stattgefunden haben, es dem vermeintlich Sterbenden wieder besser geht. Viele Menschen fühlen sich einsam und allein gelassen. Und wenn dann wieder ein regelmäßiger Kontakt stattfindet, blühen sie oft wieder auf. Das ist mir schon häufig vorgekommen. Natürlich bin ich am Anfang einer Begleitung ein fremder Mensch. Aber bei jedem Besuch kommt man sich näher und bald ist man sich nicht mehr fremd. Oft kann ich gar nicht beurteilen, wie viel Angst – vor was auch immer – oder Hoffnung noch vorhanden sind. Angst bedeutet nicht unbedingt die Furcht vor dem Sterben oder Tod. Angst ist oft das Alleinsein. Hoffnung geschieht dann, wenn sich Menschen

um sie kümmern. Ich habe es häufig erlebt, dass wir von der Hospizbewegung gerufen wurden, in einem Zustand, der final sei. Und dann? Dann passiert etwas Unglaubliches, Unfassbares: Es geht den Menschen auf einmal besser, wenn auch nur für kurze Zeit. Die Angst des Alleinseins ist gewichen zugunsten der Hoffnung auf weitere Besuche und menschliche Nähe. Nach jedem Besuch frage ich, ob ich wiederkommen darf. Bisher habe ich noch nie erlebt, dass dies abgelehnt wurde. Vielmehr erfahre ich Freude bei jedem neuen Besuch. Hoffnung auf ein bisschen Kontakt und Menschlichkeit.

Die Angst vor Sterben und Tod erlebe ich selten. Vielmehr die Hoffnung auf Lebensqualität und wenn möglich Selbstbestimmung bis zum Ende und Menschen zu haben, die da sind. Und auch die Hoffnung – von gläubigen Menschen –, die Menschen wiederzusehen, die sie bereits verloren haben. Ich erlebe den Abstand, die Kluft zwischen Angst und Hoffnung nicht groß. Sie verbinden sich vielmehr. Ohne Angst zu erleben, kann keine Hoffnung aufkommen. Natürlich kann auch nach der Hoffnung wieder Angst erlebt werden. Aber ohne beides wären wir keine Menschen, die erleben und leben.

Foto: Eleonora Giamatti von Unsplash

INTERVIEW Ingrid Mielke

NEUER WIND IN DER VERWALTUNGSLEITUNG

Frau Zsuzsanna Schmöe ist die Verwaltungsleitung der Pfarrgemeinde Santobene und ab jetzt auch zusätzlich in St. Mauritius und Heilig Geist tätig. Mit diesem Steckbrief stellt sie sich Ihnen vor.

Für welche drei Dinge in Ihrem Leben sind Sie am dankbarsten?

Für meine drei Kinder: Antje, Jakob und Katharina.

Wenn Sie eine Sache auf der Welt verändern dürften: Was wäre das?

Wenn ich es könnte, würde ich dafür sorgen, dass Menschen generell einfach nicht in der Lage wären, Kriege zu führen. Noch lieber würde ich sogar den Gedanken eines Krieges komplett verbannen wollen.

Was war die beste Entscheidung in Ihrer beruflichen Laufbahn?

Natürlich Verwaltungsleiterin zu werden! Einen vielseitigen und interessanteren Job könnte ich mir für mich gar nicht vorstellen. Auch, wenn dieser oft sehr anstrengend ist.

Was wird Ihr nächstes Projekt? Beruflich?

Ich finde #ZusammenFinden extrem spannend und freue mich sehr, diesen Prozess aus nächster Nähe vor Ort begleiten zu können. Privat: Ich spiele mit dem Gedanken, einen Motorrad-Führerschein zu machen ...

Wofür würden Sie mitten in der Nacht aufstehen?

Für die Pfannkuchen-Torte meiner Mutter. Diese würde ich nie stehen lassen. Aber sonst selbstverständlich für meine Kinder, Familie und Freunde, wenn Sie in der Nacht meine Hilfe brauchen ...

Welche Entscheidung in Ihrem Leben würden Sie rückgängig machen wollen?

Gar keine. Ich bin der Überzeugung, dass im großen und komplexen System des Lebens alle Prozesse miteinander zusammenhängen. Und es geht deshalb nicht, nur eine Sache zu verändern. Denn diese eine Veränderung führt zu ganz vielen anderen, unvorhersehbaren Veränderungen. Und da ich mein Leben so, wie es ist, sehr gerne mag, hätte ich Angst, dass auch die schönen Sachen sich verändern, wenn ich in der Vergangenheit rumwerkeln würde ...

Was macht Ihnen in Ihrem Job am meisten Freude?

Die Erfahrung, Sachen zukunftsorientiert verändern zu können, Schwierigkeiten und Herausforderungen meistern zu können. Fachleute nennen es „Selbstwirksamkeit“. Ich setze mich gerne für Veränderungen ein, die am Ende eine Verbesserung zur Folge haben, von denen Menschen in ihrem zukünftigen Tun profitieren. Ich mache gerne Sachen, die dazu führen, dass Menschen sich hinterher besser fühlen ...

Wo finden Sie Kraft für Ihr Tun?

In vielen Sachen: In meiner Familie, in meiner Freizeitbeschäftigung, im Zwiegespräch mit Gott. Diese Gespräche kann ich besonders gut im Auto führen, wenn ich im Stau stehe. Und da ich jeden Tag über die A46 fahren muss, habe ich dafür reichlich Gelegenheit ...

Was ist Ihre liebste Freizeitbeschäftigung?

Heimwerken, Renovieren, Umbauen. Wahrscheinlich hat es auch etwas damit zu tun, dass ich gerne Veränderungen auf den Weg bringe, wenn es danach für alle schöner ist ...



Foto: Privat

TEXT Astrid Fox

DAS WAR UNSERE DANKE-FEIER: „COME TOGETHER!“ AM 16. JUNI 2022

Vielleicht erinnern Sie sich, liebe Leserin und lieber Leser: Unseren letzten Danke-Abend für die Engagierten unserer Gemeinde feierten wir vor ziemlich genau drei Jahren, nämlich am 27.06.2019, zum Thema „Ehrenamt – mittendrin im bunten Leben!“. Das ist ganz schön lange her ...

Vor dem 16. Juni war ich also ziemlich aufgeregt: Nach der Fronleichnams-Prozession stand erstmalig wieder unsere Danke-Feier an. Diesmal in einem anderen Rahmen: Eingeladen waren natürlich unsere Engagierten, doch auch ihre Familien sowie alle interessierten Gemeindeglieder. Neben dem üblichen „Habe ich an alles gedacht?“ kam für mich nun auch die Frage „Wie ging das denn eigentlich nochmal mit dem Feiern mit so vielen Menschen?“ dazu. Doch ich merkte ganz schnell, dass diese Bedenken völlig überflüssig gewesen waren!

Bei allerbestem Wetter genossen wir mit etwa 250 Personen ein wunderschönes, entspanntes Sommer-Danke-Fest mit karibischem Flair. Würstchen und Eis, Cocktails vom Jungen Netz, Stockbrot und Spiele für die etwa 25 Kinder bereiteten allen viel Freude. Sehr dankbar waren wir hauptamtlich Mitarbeitenden für die vielen netten Rückmeldungen der Gäste: Von „Das war genau das, was wir jetzt alle gebraucht haben“ bis hin zu „Danke für all die Arbeit, die dahintersteckt!“ durften wir viele wertschätzende Worte hören. Dass diese Dankbarkeit von den Menschen kam, die auch während der letzten Corona-Jahre so viel Leben in unserer Gemeinde ehrenamtlich ermöglicht und trotz aller Widrigkeiten sogar noch neue, ganz bunte Projektideen und Formate entwickelt und umgesetzt haben, machte die Rückmeldungen umso kostbarer für uns.

Ganz herzlichen Dank allen, die mitgefeiert und mitgeholfen haben! Ein ganz großes „Dankeschön“ gilt natürlich auch allen ehrenamtlich Engagierten, die in diesem Jahr nicht bei der Danke-Feier dabei sein konnten. Und ein riesengroßer Dank geht in diesem Jahr an das Junge Netz und unsere Jugendreferentin Pia-Sophie Schillings: Ohne Eure Mithilfe, Cocktails, Ideen und Eure gute Laune hätte unsere wunderbare Feier in dieser Form nicht gelingen können! Ich freue mich heute schon auf unser nächstes gemeinsames Fest und weiß dann ganz sicher: Das Feiern werden wir so schnell wahrlich nicht verlernen!

Vielen Dank an Frau Dr. Bettina Seipp für die Überlassung Ihrer Fotos!



Fotos: Dr. Bettina Seipp



TEXT Konrad Grote



BOY GROUP WITH A GIRL

Auch in diesem Jahr ist die „Boy Group with a Girl“ mit ihrem ehrenamtlichen Engagement in der Kirchengemeinde St. Mauritius und Heilig Geist weiterhin tätig. Und dennoch ist nicht alles wie zuvor, wie u. a. die RP in der Ausgabe vom 6. April diesen Jahres bereits berichtete.

Die ehrenamtlich handwerklichen Arbeiten „rund um Heilig Geist“ werden von einem eingespielten Team von Ruheständlern/in ausgeführt. Altersbedingt haben sich vier Mitglieder dazu durchgerungen, nunmehr kürzer treten zu wollen, was das jeweilige Arbeitspensum Mittwoch vormittags angeht; dies ist der Gesundheit und dem eigenen Wohlbefinden im Älterwerden geschuldet und mehr als verständlich.

Vor rund 20 Jahren hat Herr Rudolf Dahm mit seinem sachkundigen background als Architekt der Heilig Geist-Kirche sowie des Pfarrzentrums Heilig Geist (Bauphase 1966-68) mit weiteren Ruheständlern aus der Nachbarschaft die Initiative ergriffen, die vielfältigen hausmeisterlichen Tätigkeiten am Standort Heilig Geist als „maßgeblicher Ehrenamtler“ zu übernehmen, nachdem die Küsterstelle an Heilig Geist (im Zuge der Neuformation von St. Mauritius und Heilig Geist) aufgegeben

wurde. Diese seinerzeit von Herrn Rudolf Dahm gegründete Formation von ehrenamtlich engagierten Ruheständlern, die mit handwerklichem Tun die Außenanlagen „rund um Heilig Geist“ ganzjährig pflegen und hegen sowie u. a. auch die Heilig Geist-Kirche mit Aufstellung des imposanten schweren Krippenstalls sowie mit Tannenbäumen zu Weihnachten festlich schmücken, bleibt gerne weiterhin aktiv, um die vielfältigen Aufgaben hier zu bewältigen. Denn die Arbeit macht nebenbei bemerkt ebenso allen Beteiligten Spaß.

Das heutige Team der „Boy group with a Girl“ schätzt es sehr, dass Herr Rudolf Dahm zwar auch bzgl. des Arbeitspensums kürzertreten möchte, vor dem Hintergrund seiner Kompetenz als Architekt von Heilig Geist dürfen wir dennoch jederzeit auf seine Ratschläge und Empfehlungen zurückgreifen und hierfür sind wir sehr dankbar. An dieser Stelle ist es geboten, ein herzliches Dankeschön und „Vergelt's Gott“ Herrn Rudolf Dahm gegenüber auszusprechen für sein unermüdliches Engagement „rund um Heilig Geist“ in all den Jahren als ehrenamtlicher Promoter tätig zu sein. Die Erledigung der vielfältigen Aufgaben mit dem damit verbundenen zeitlichen Aufwand zeichnen Herrn Rudolf Dahm als wahrlich „gestandenen Ehrenamtler“ in unserer Kirchengemeinde aus. Danke, Herr Dahm, für Ihren Einsatz!

Foto: Privat

ZEIT & ZEICHEN

∞ LIEBE getraut wurden

💧 GLAUBE getauft wurden

† HOFFNUNG Teil unseres Herzens bleiben

Sonntag, 04. September 2022

● BÜDERICHER ● PFARRFEST

Fisternöllche **BLAU GELB**
UND SO BUNT WIE DIE WELT

Beginn mit einer
Gemeindemesse
um 10.30 Uhr

miteinander glauben leben
KATHOLISCHE KIRCHENGEMEINDE
SANKT MAURITIUS UND HEILIG GEIST

Gnadenkapelle
„Maria in der Not“
Niederdonker Straße 99
40667 Meerbusch
www.smhg.de

TERMINE

Aktuelle Termine und Ankündigungen finden Sie auf der Gemeinde-Homepage und im wöchentlich erscheinenden Logbuch, das in den Kirchen ausliegt oder als Newsletter abonniert werden kann. Möchten Sie das Logbuch als Newsletter zugesendet bekommen? Wenden Sie sich gerne per E-Mail an info@smhg.de

WIR LEBEN KIRCHE ANDERS!

PFARRKIRCHE SANKT MAURITIUS

Düsseldorfer Straße/Dorfstraße · 40667 Meerbusch

Sa 18.00 Uhr – Messe

So 11.30 Uhr – Messe

GNADEN- KAPELLE „MARIA IN DER NOT“

Niederdonker Straße 99 · 40667 Meerbusch

Mi 08.15 Uhr – Messe



PFARRBÜRO

Dorfstraße 1 · 40667 Meerbusch

Telefon: 0 21 32 – 20 83

E-Mail: info@smhg.de

Web: smhg.de

Öffnungszeiten

Mo – Fr: 09.00 – 12.00 Uhr,

& Do 14.00 – 18.00 Uhr

FILIALKIRCHE HEILIG GEIST

Karl-Arnold-Straße 36 · 40667 Meerbusch

So 10.00 Uhr – Messe

